Nr. 384. 40. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 31. Juli 1911

Berliner Tageblatt
mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Hierzu „Ziehungs-Liste“ No. 20.

Wer ist's?

Von [Nachdruck verboten.]
Adolf Matthias.

Es macht mir jedesmal wieder Freude, wenn das Zeitgenossenlexikon von H. A. L. Degener „Wer ist's“ *) in neuer Auflage erscheint. Schon in der dritten Ausgabe waren es 18 000 Zeitgenossen, die vor uns als Männer und Frauen von Stand und Geist erschienen, und die irgendwie eine führende Stellung im engeren oder weiteren einnehmen. Die vierte Ausgabe vermehrte die Zahl um 2000; und in der fünften, jetzt vorliegenden Auflage hat sich die Schar noch mehr erweitert.

Ein Lexikon oder — richtiger gesagt — ein Adreßbuch ist an sich ein langweiliges Ding, da es nur Daten, Büchertitel, Fakta, kurz trockene Notizen zu bringen pflegt; das Degenersche Buch tritt aus solcher langweiligen Objektivität heraus, weil es seine Angaben von den Zeitgenossen selber einholt, weil es also Daten und Fakta in vielen Fällen subjektiviert und Selbstbiographien mit Autocharakter bringt. Nicht nur, wer der Zeitgenosse ist, von dem wir lesen, sondern wie der Zeitgenosse ist, was ein jeder von sich selber hält, wie er sich gesellschaftlich, wissenschaftlich, politisch und sonstwie wertet, erfahren wir aus diesem Buche, das geradezu ein Lexikon mit Selbsteinschätzung ist.

Schon bei den Familienangaben tritt diese Selbsteinschätzung interessant und nicht selten recht vergnüglich hervor: Ein Zeitgenosse, der nachweislich mehrere Kinder hat, führt nur einen Sohn auf, der Universitätsprofessor ist; die anderen Kinder unterschlägt er. Ein anderer führt ein halbes Dutzend Sprößlinge (Fritz, Else, Klara usw.) mit sämtlichen Namen, aber ohne Stand, vor. Also dort Qualitäts-, hier Quantitätseinschätzung.

Der eine Zeitgenosse gibt seiner Frau nicht die Ehre, uns bekannt zu werden, der andere gibt sie ihr, besonders wenn sie adligen Geblütes ist, er aber nicht, oder wenn Schwiegerpapa ein Würdenträger des Geistes oder Standes ist.

Vorfahren treten nicht selten in ganzer Reihe auf, und wenn einzelne nicht zu nennen sind, so wird in Bausch und Bogen abgerundet und aufgerechnet mit der Bezeichnung: „Juristenfamilie“. Und wo einer mit einem Vater von Stand nicht aufwarten kann, da führt er vier Onkel vor, von denen zwei Geheimräte und einer ein höherer Offizier sind.

Guten Bürger- und Bauernsinn findet man bei der Einschätzung wenig. Einen v. Beckerath, der geschrieben hätte: „Meine Wiege stand am Webstuhl meines Vaters“, habe ich nicht gefunden; auch einen, der „Handwerkerfamilie, Kaufmannsfamilie oder bäuerliche Vorfahren“ geschrieben hätte, fand ich nicht.

Ich möchte Degener raten, wenn er seine Fragebogen aussendet, in dieser Richtung einmal zu wirken, vielleicht setzt er in die betreffende Fragerubrik die schönen Verse von Karl Busse an sein Kind:

Doch heb' einst nicht das Haupt zu sehr:
Wir kamen auch von unten her;
In Tiefen haben wir geschafft,
Die Tiefe gab uns Kern und Kraft.
Es trug der Ahn kein Ritterschwert,
Ihm waren Pfriem und Ahle wert.
In blanker Kugel glomm das Licht —
Vergiß das nicht, vergiß das nicht!
Und steigst du auf zu Macht und Glanz,
Und pflückst du dir den höchsten Kranz,
Hab' Achtung vor den Tiefen, Kind,
Daraus wir einst gewachsen sind.

Wie mit den Vorfahren, so ist's auch mit den Orden. Hier herrscht aber größere Mannigfaltigkeit, größere Verschiedenheit des Geschmackes und im ganzen nicht viel Sinn für das, woran der Leser Interesse haben kann. Der eine, von dem wir wissen, daß er die ganze Brust voller Orden hat, führt sie gar nicht auf. Der Adler roter Güte vierter Klasse erscheint bei anderen sehr oft in seiner ganzen Einsamkeit, Fremdlinge, wie Türken, Rumänen, werden mit besonderer Vorliebe vermerkt.

Und wie mit den Orden, so geht's mit den Gesellschaften oder Behörden, denen unsere lieben Zeitgenossen im Nebenamte angehören. Vornehm klingen die bayerische Gesellschaft der Wissenschaften und die Berliner Akademie der Wissenschaften, genügsamer der heimatliche Bezirksausschuß, der Bund für Vogelschutz, der deutsche Sprachverein oder der Düsseldorfer Malkasten. Für solche Genossenschaften interessiert sich doch die Welt da draußen ebensowenig wie für die Studienreise, die ein braver Zeitgenosse einmal im Auftrage des Kultusministers gemacht hat und stolz als Verdienst verzeichnet.

Interessanter ist der Einblick in die „Lieblingsbeschäftigungen“ und in die Sammlertätigkeit. Markensammler sind ungemein zahlreich, ebenso Sammler von Münzen; Porzellan- und Autographensammler schon seltener. Unter den Liebhabereien steht Musik obenan. Einige seltsame Zusammensteller regen humorvolle Gedanken an: so der Zeitgenosse, der „Klavier, Orgel, Cello und Alpenhochtouren“ als seine Lieblingsbeschäftigung angibt. Da er auch seine Wohnung vermerkt, kann man sich vor seinen musikalischen Wirkungen sichern; für Alpenhochtouren möchte man ihm noch das Alphorn wünschen. Denn Klavier, Cello und Orgel sind für den Rucksack zu groß. — Ein wunderlicher Zeitgenosse gibt als Lieblingsbeschäftigung an: Briefmarkensammeln und „raucht gern“. Offenbar will er sich damit als guter Mensch charakterisieren, denn „wo man raucht, da kannst du ruhig harren, böse Menschen haben nie Zigarren“. Ein anderer Mann, der auch gern raucht, charakterisiert seine Liebhabereien folgendermaßen: „Denken und dichten, musizieren, gärtnern und rauchen“. Etwas viel auf einmal! —

Auch Politik können wir in dem Buche treiben. Die vielgenannten Männer von heute: Asquith, Lloyd George, Cambon und Kiderlen-Waechter finden wir verzeichnet, von letzterem die Angabe, daß er aus schwäbischem Geschlechte stammt, das erst 1868 geadelt. Weiter zurück können wir seine Spuren nicht verfolgen. Vielleicht stammt er aus jenen Kreisen, zu denen der Reitersmann in Uhlands Schwäbischer Kunde zählte, von denen der Dichter kurz sagte: „Der wackere Schwabe forcht sich nit, ging seines Weges Schritt vor Schritt“.

Nicht nur die weitere, die hohe Politik ist im Buche vertreten, sondern auch die engere der Parteizugehörigkeit. Von sehr vielen Zeitgenossen erfahren wir, wes politischen Geistes sie sind, und ein liberales Gemüt hat die Freude, daß so viele tüchtige Männer gleicher Gesinnung sind, und daß sie zuzunehmen scheinen an Zahl. Das beweist zum Beispiel die Entwickelungsgeschichte eines unserer Zeitgenossen, eines namhaften Gelehrten. Er sagt von sich: freikonservativ, fügt aber in Klammern bei: (neuerdings nat.-lib.; s. schwarz-bl. Block). Da man nun mit „s. = siehe“ in solchen Büchern auf andere Rubriken desselben Werkes hinzuweisen pflegt, habe ich mich dort umgesehen, finde aber weder in den „Pflegestätten des Geistes“, noch unter „Pseudonymen“, noch im „Nekrolog“ etwas vom schwarzblauen Block. Der Zeitgenosse will also offenbar, man soll sich den schwarz-bl. Block in Person ansehen, um dadurch zur Linksschwenkung veranlaßt zu werden. Wer weiß, ob nicht in der sechsten Auflage, die wir dem trefflichen Degenerschen Buche wünschen, demnächst bei besagtem Zeitgenossen und bei vielen anderen stehen wird: Nat.-lib. (neuerdings Freisinnige Volkspartei, s. schwere Industrie und die Nationalliberalen Düsseldorfs).

*) Leipzig, Verlag H. A. L. Degener.

Der Kaiser in Swinemünde.

Zweistündiger Vortrag des Reichskanzlers und des Staatssekretärs v. Kiderlen-Waechter.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

b Swinemünde, 30. Juli.

Die Kaiserstandarte wehte heute fast den ganzen Tag über der „Hohenzollern“. Der Kaiser verbrachte den Vormittag und den größten Teil des Nachmittags an Bord der Kaiserjacht. Die Hitze war auch bis in die Abendstunden so groß, daß der Aufenthalt im Freien ziemlich unerträglich war. Am Vormittag fand an Bord der „Hohenzollern“ ein Gottesdienst statt, bei dem der Kaiser die Predigt verlas. Er hatte aus diesem Anlaß Großadmiralsuniform angelegt. Vor der „Hohenzollern“ hatte sich während des Gottesdienstes eine große Menschenmenge angesammelt. Dem Gottesdienst wohnten auch der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes bei. Nach dem Gottesdienst konferierte der Kaiser fast zwei Stunden lang mit dem Reichskanzler und Herrn v. Kiderlen-Waechter. Er ließ sich über alle Einzelheiten der Marokkoverhandlungen eingehend informieren. Ueber den Verlauf und das Resultat der Unterredung ist Näheres auch den Persönlichkeiten der Umgebung nicht bekannt. Zur Mittagstafel waren dann Gräfin Schuwalow und Frau von der Vliet geladen. Gegen vier Uhr nachmittag verließen der Reichskanzler und der Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter die „Hohenzollern“. Der Kaiser geleitete sie bis zum Fallreep, wo er sich von ihnen verabschiedete. Beide bestiegen dann den vor der Kaiserjacht haltenden D-Zug und fuhren nach Berlin zurück.

Der Kaiser hatte für den Nachmittag eine Automobiltour über Ahlbeck, Heringsdorf und Bansin nach dem Langenberg und Zinnowitz geplant. Von diesem Ausflug war jedoch anfangs wegen großer Hitze Abstand genommen worden. Als nach eingetretener Abkühlung gegen 3/4 6 Uhr die Kaiserstandarte im Großtopp der „Hohenzollern“ ganz unvermutet eingeholt wurde, waren das Bollwerk und die Lindenstraße, die der Kaiser gewöhnlich bei seinen Spazierfahrten passiert, sehr wenig belebt. Sogar die sonst übermäßig zahlreichen Polizisten und Gendarmen fehlten gänzlich, als der Kaiser und sein Gefolge in zwei Automobilen von der „Hohenzollern“ mit einem

Das Mädchen.

Von [Nachdruck verboten.]
Gustav Hochstetter.

Ich wollte zum Zahnarzt. Ich hatte den Gang schon zweimal verschoben. Heute sollte mich auch der Regen nicht zurückhalten. Ich brauchte ja nur bis zur Haltestelle der Elektrischen zu Fuß zu gehen; dabei konnte ich mich unter den dichtbelaubten, schützenden, jungen Kastanienbäumen halten, die den Bürgersteig säumten. Und ich hatte ja meinen Schirm.

Da seh' ich — vielleicht hundert Schritte von mir entfernt — unter einem der jungen Kastanienbäume eine junge Dame stehen. Ganz in Weiß bei dem Regen. Und ohne Schirm. Soviel läßt mich meine Kurzsichtigkeit bereits erkennen. Ob sie hübsch sein wird? Schirmlose Regenmädchen sind niemals hübsch. . . .

Man soll niemals niemals sagen.

Als ich näher kam, sah ich, daß die Dame unterm Kastanienbaum eine Schönheit war; eine zarte Blondine mit perlmutterartig klarem Teint, mit großen, dunkelblauen, intelligenten Augen und einer so graziösen, modern-schlanken Figur, daß nicht einmal das unmoderne, eintönige Weiß ihres Kleides die Vorzüge der Gestalt beeinträchtigen konnte.

Ich besann mich keinen Augenblick. Der Zahnarzt konnte warten. „Wenn Ihnen mit meinem Schirm gedient wäre, Gnädigste?“

Sie lächelte. „Gewiß. Ich nehme mit Dank an. Bis die nächste Droschke kommt.“

Ein kurzes Glück, dachte ich. Und noch etwas störte mich: sie sprach diesen Satz mit ihrer wohlklingenden, tiefen Stimme ein wenig sonderbar. Fast so wie man Auswendiggelerntes hersagt. Immerhin: sie war sehr hübsch. Das bleibt für uns Männer im ersten Augenblick immer das Ausschlaggebende. Und dann sagte ich mir, daß bei Regenwetter die leeren Droschken immer etwas Seltenes sind. Vielleicht zog sich mein Glück doch ein wenig in die Länge. Wenn mir nur eine Viertelstunde Zeit blieb — o, man ist schließlich nicht allzu ungeschickt —, dann würde ich schon ein Wiedersehen mit ihr . . .

„Ich darf Sie also zum nächsten Halteplatz begleiten, gnädiges Fräulein?“

„Nicht doch. Ich möchte lieber hier warten, bis ein Wagen vorüberkommt.“

„Darf ich Ihnen so lange Gesellschaft leisten?“

„Da ich Ihren Schirm und Schutz angenommen habe —“ Seltsam. Es klang wieder ein wenig nach Auswendiggelerntem. „Aber tun Sie mir einen Gefallen, mein Herr. Stellen Sie sich mir nicht vor. Ich denke, daß ich es mit einem Gentleman zu tun habe. Das genügt mir. Und Ihr Scharfblick wird auch schon mich durchschaut haben. Nun — wer bin ich?“

Nun gefiel mir ihre Art. Ich ging darauf ein: „Sie sind eine kunstbeflissene Dame; dem Dialekt nach aus Thüringen; Sie haben eine hübsche Altstimme, studieren Gesang, wollen zur Bühne und wohnen in einem netten, kleinen Pensionat hier in der Nähe.“

„Beinahe richtig,“ stimmte sie mir bei. „Nur bilde ich mich nicht für die Bühne aus, sondern für den Konzertsaal. Und wohne nicht in der Nähe, sondern am anderen Ende der Stadt.“

„Und wollen soeben zu Ihrer Wohnung fahren? Das freut mich. Da kann ich Sie jetzt recht weit, recht lange in dem Wagen begleiten! Widersprechen Sie nicht! Es könnte noch regnen, wenn Sie aussteigen müssen. Und es wäre schade um jeden Tropfen, der auf das empfindliche Kostüm fällt.“

„Ihre Liebenswürdigkeit geht entschieden zu weit, mein Herr,“ sagte sie. Aber der Tonfall markierte, daß das keine Ablehnung war, sondern eine Annahme. Und merkwürdig, wieder klang es wie auswendig gelernt. Ob dieser Klang zur Gewohnheit werden kann bei einer Sängerin, die gewiß viele Liedertexte beim Auswendiglernen oft vor sich hinspricht?

„Welche Adresse kann ich dem Kutscher sagen, — wenn einer dasein wird?“

„Es ist eine sehr abgelegene Straße.“ Sie nannte einen Namen, den ich nicht kannte. „Sie müssen dem Kutscher ausführlich erklären —“ Und nun belehrte sie mich, wie die abgelegene Straße zu finden sei — so — und so — und so — und so.

Glücklicherweise hatte der Regen noch immer nicht nachgelassen. Eine freie Droschke kam vorüber. Ich rief den Kutscher an und belehrte ihn, wie er zu fahren habe — so — und so — und so — und so.

„Sie haben ein gutes Gedächtnis!“ rief mir dann mein schöner Schützling zu, der inzwischen im Wagen Platz genommen hatte.

Ich durfte mich neben sie setzen.

Und was sie nun sprach, klang durchaus nicht mehr nach Auswendiggelerntem. Es kam eine reizvolle, geistreiche Unterhaltung zwischen uns zustande. Meine hübsche Nachbarin war gebildet und gescheit, lustig und lieb — bevor eine Viertelstunde vorüber war, hatte ich mich bis über beide Ohren in sie verliebt. Ich sagte ihr die kühnsten Schmeicheleien. Ich drang in sie, daß sie mir ein Wiedersehen versprechen müsse. Und als wir in der Nähe ihrer Wohnung angelangt waren, hatte ich sie wenigstens so weit gerührt, daß sie noch nicht sofort nach Hause fuhr, sondern mit mir zuerst noch ein halbes Stündchen in der nächsten Konditorei verbringen wollte, deren Adresse ich dem Kutscher zurufen durfte.

Der Wagen hielt, ich sprang höflich heraus und reichte beglückt meiner Dame die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. . . .

Und nun kommt der Wendepunkt dieser Geschichte.

Ich will den Schrecken, den ich in jener Minute erlebte, nicht ausmalen.

Ich will es kurz heraussagen: als sie aus dem Wagen stieg, sah ich, daß ihr linkes Bein nicht in einem lebendigen Fuße endigte, sondern in einem toten, der aus Holz gemacht war.

Zum erstenmal sah ich sie nun einen Schritt tun. Sie humpelte schwerfällig vor mir her durch den Verkaufsraum der Konditorei nach einem kleinen Nebenzimmer, wo vier unbesetzte Marmortische standen.

„Wollen wir uns hier ans Fenster setzen?“ fragte sie, indem sie sich schon niederließ. Der Ton einer erzwungenen Harmlosigkeit lag in dem kurzen Fragesatz. Es klang, als ob sie in Wirklichkeit sagen wollte: „Nun, mein neuer Freund, jetzt rieselt's dir wohl eiskalt den Rücken 'runter? Jetzt gibst du wer weiß wie viel, wenn du mich nicht angeredet hättest? Jetzt ist sie aus, die feurige, junge Liebe?“

Wie es mir leid tat, dieses schöne Mädchen mit dem häßlichen, entstellenden Fehler! Wie entsetzlich mußte es für dieses kluge Geschöpf sein, durch seine Reize die Männer zu bestricken, und sie später durch die Offenbarung jenes Fehlers aufs grausamste zu ernüchtern! Nun begriff ich das eisige Lächeln, das sie vorhin für mich hatte, als ich sagte, ihre Gestalt gehöre nicht in den Konzertsaal, sondern auf die Opernbühne. . . . Unter dem fürchterlichen Zwang dieses Fehlers mußte ihr junges, blühendes Leben verwelken. Ich war erfüllt von der einen Empfindung: wie sie mir leid tut, wie sie mir leid tut!

Da hörte ich ihre tiefe, volle Stimme zu mir sagen: „Armer Freund, Sie tun mir leid!“

Und ich war so unvorsichtig, zu antworten: „Wie? . . . Ich Ihnen? . . .“

Ohne eine Spur von Gekränktheit antwortete sie: „Ja. Mit Ihnen hätte ich das Spiel nicht treiben dürfen.“

„Ein Spiel?“ Verlegen rührte ich den Kaffee in der Tasse, die ich nun vor mir stehen sah. „Ein Spiel?“